Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 5

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634933

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 2. Februar 1935

Schneenacht. Von Kurt Bock.

Sterne schneien von den Zweigen,
Die sich lastentief verneigen.
Silber strömt vom vollen Mond,
Der im Glockenstuhle wohnt.

Selig summt sein Lied der Wind.
Eine Mutter wiegt ihr Kind; —
Aus dem Garten spähn herein
Sieben kleine Engelein.

Heben sacht sich auf den Zehn,
Um das Menschenglück zu sehn!
Nun erklingt von fern und nah
Himmlisches Hallelujah.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

5

Leuchtenden Auges nahm sie seinen zuckenden Lockenkopf in die Hände, hob ihn hoch und fragte innig leise: „Möchtest du für immer zu mir kommen, sag?"

Matthias nickte nur heftig. Diese Liebe war zuviel der Gnade auf einmal — nach so langer schmerzlicher Entbehrung. Auch konnte er die Mutter noch nicht recht ansehen vor Scham über seine Schwäche und Traurigkeit. Es schüttelte ihn immer wieder, wie er auch die Zähne zusammenbiß und die wunden Zehen einzog. Aber schnell begriff der Knabe, daß in dieser einen Minute eine unermeßliche Fülle von Segen über ihn gekommen, eine Guttat beschlossen sei, die ihm niemand bestreiten durfte. Er hatte die Mutter noch nie so tief ergriffen gesehen und jene Frage, die ihm vom Himmel gefallen schien, noch keinmal von ihren Lippen vernommen.

Sobald er wieder richtig nachdenken konnte, suchten seine Augen das Dach, unter dem er so viele Qualen ausstehen mußte. Es war keineswegs verschwunden oder unter Felsen begraben, wie das sein getrübter Sinn beinah erhoffte. Auch die Basgotte lebte natürlich noch dort unten mit ihren Habichtsaugen, grausamen Händen, höhnischen Worten — nur daß sie zum Glück nicht ahnen konnte, was sich kaum hundert Stufen über ihrem Haupte zutrug. Hatte ihre Gewalt über ihn jetzt wirklich ein Ende? Das war der Gedanke, der plötzlich rabenschwarz in den Kreis der holden Geschehnisse sprang und die zagende Seele unheimlich anstierte.

Was die Mutter sprach, hörte er nur mehr zur Hälfte. Es schien ihm durchaus notwendig, daß sie sogleich zusammen die Flucht ergriffen, ohne noch einen Fuß in das Haus der Basgotte zu setzen. Man kletterte am besten gradezu durchs Gehölz hinunter bis auf den Weg, der nach Simmen führte, und fuhr von dort mit der Eisenbahn nach Treustadt, das weit im Westen mit seinen tausend Dächern am schönen blauen Wasser lag. Mit dem Essen wollte er gerne warten, bis sie heil und unbehindert angekommen waren.

In seltsamer Hast begann er seine Schuhe anzuziehen. Es fiel ihm ein, die neugierige Frida oder der heimkehrende Konrad könnten sie da oben erblicken — dann wär' alles verloren. Wenngleich sie so taten, als ob er ihnen bloß zur Last falle, ließen sie's doch nicht zu, daß die Mutter ihn mit hinunternahm. Was wollte sie gegen die andern machen? Die Basgotte geriet vielleicht in Zorn und schrie ihre Schwester an, bis diese ihr den Willen tat. Allemal, wenn die Mutter kam und nach seinem Ergehen fragte, sagte jene so höhnisch: „Sorg du nur für dich! Der hat's hier gut genug!" Er bekam jedoch fast nie die Kante des frischgebackenen Brotes, er hatte bei Tisch eine Gabel mit abgebrochenem Zinken und einen Teller mit Sprüngen und Flecken, von dem die Frida nicht essen mochte. Warum durfte er nie am Rande des Bettes liegen? Wenn es schön war, sagte Konrad stets: „Die Milch hole ich, das Brot hole ich!" aber sobald es regnete, hieß es: „Der Kleine soll gehen!" Alles Schlechte mußte immer nur der Matthias machen. Davon erfuhr die Mutter nichts. Nur wenn sie anwesend war, erhielt er zum Schein eine gute Gabel, einen ganzen Teller und auch zu essen, soviel er nur mochte. Dann mußte der Große auch die silberne Mundharmonika, Matthias' Eigentum, herausrücken, aber in der Woche behielt er sie einfach in der Tasche, und alle Schüler glaubten, daß sie Konrad gehöre. Gewiß fand die Basgotte auch jetzt wieder Mittel und Wege, um Matthias

hier zu behalten und so zu tun, als ob er es nirgends besser haben könnte. Darum war's schon geraten, auf der Stelle fortzulaufen.

Mit schrecklicher Spannung verfolgte er das Mienenspiel der Mutter, die am Rain saß und über irgend etwas angestrengt nachdachte. Sie hatte ein schneeweißes Kleid voller Stickereien an, das er noch gar nicht kannte, eine Kette mit roten Perlen am Hals, durchsichtige Handschuhe bis zum Ellbogen; ihre Schuhe waren aus grauem Zeug gemacht, solche, wie sie nur die vornehmsten Guggisauer Kurgäste trugen. Wäre sie ihm als Fremde oben im Kurgarten begegnet, so hätte er sie gewiß für eine doppelt und dreifach Reiche gehalten. Ihr Anblick machte ihm schon wieder ganz eigen wohl, er mußte nur immer schauen und staunen, wie schön sie war, gerade jetzt, wo sie so in sich versunken schien oder traurig ins Tal hinunter blickte. Woran dachte sie nur? Vielleicht an den Großvater, der wie aus der Welt weggestorben war, oder an jenen Mann, von dem sie sagten, daß er die Mutter ins Unglück gebracht habe? Und plötzlich fiel ihm ein ... das giftige Wort aus der Morgenfrühe: „Welsche Lammer!" worauf er lang überlegte, ob er ihr den Schimpf berichten solle. Allein es ging über sein Vermögen; er mußte das aufsparen, bis sie in Sicherheit waren; dann aber wollte er der Mutter so viel erzählen, daß sie gewiß Augen machte wie Ostereier und nicht mehr daran dachte, „diese da" zu besuchen. Mochten sie doch alle miteinander nach Amerika ziehen!

Die Mutter machte jedoch wider Erwarten einen dicken Strich durch seinen kühnen Rückzugsplan, indem sie sich seufzend erhob, ihm wie bedauernd über die Haare strich und zu verstehen gab: „So komm denn, wir müssen sehen, was die da unten machen. Sie werden wohl mit dem Essen auf uns warten!"

Es war ein vernichtender Schlag. Er zögerte, das ihm zum Tragen überlassene Paket mit Geschenken zu nehmen. Seine Augen füllten sich wieder mit Tränen. Hatte er denn alles nur geträumt? Dachte die Gute schon nicht mehr daran, ihn mit nach Treustadt zu nehmen?

Die Mutter bemerkte jedoch sogleich die tiefe Verwunderung des Knaben und begann im Gehen tröstlich davon zu sprechen, wie sie es wohl recht bald einrichten wolle, daß er für immer zu ihr kommen könne. In den Ferien müsse er dann zuerst einmal sehen, ob es ihm in der Stadt auch wirklich gefalle. Heute schon werde sie mit der Basgotte alles rechtschaffen bereden. Er solle jetzt nur nicht mehr zweifeln und traurig sein, die paar Wochen noch geduldig ausharren, der Basgotte in allem gehorchen und fleißig lernen, damit er dann in der Stadtschule nachkomme!

Zwar klang das so übel nicht in seinen Ohren. Allein dem vorigen grundentstiegenen Zauberwort kam es wenig gleich. Bis zu den Sommerferien war's auch noch sehr lange hin. Da konnte die Mutter sich anders besinnen oder schon wieder alles vergessen haben. Trotzdem nahm er sich die Mahnung tapfer zu Herzen, schlug Zweifel und Trübsal bald wie ein Mann in den Wind und ließ sich nicht das geringste merken, als sie vors Haus kamen.

„Die Base Gritta ist da!" schrie Frida an der Ecke und fiel vor Eifer schier auf die Nase. Schnell kam Matthias wieder auf andere Gedanken. Er hätte den unnützen Balg, der sich so dreist an seine Mutter hing, durchaus einen Kuß geben und den Sonnenschirm tragen wollte, am liebsten die Staffeln hinuntergestoßen. Das Paket verbarg er streng hinter seinem Rücken, so gierig Frida auch danach äugte.

Ja, wie sie nun alle wieder taten und strahlende Gesichter machten! Die Basgotte wischte sich vor Vergnügen und Ehrerbietung die Hände an der Schürze ab, der Vettergötti schmunzelte, zeigte auf einen schnauzbärtigen Mann, der ihm gegenübersaß, und sagte zur Schwägerin: „Der da wird dir, denk', auch nicht fremd sein? Er wollte bloß einmal sehen, wie's da oben ausschaut!"

„Natürlich, ja, bei dem prächtigen Wetter! Grüß Gott, Herr Gemperle!" sagte die Angekommene verlegen, und es war zu merken, daß ihr die Gegenwart des Mannes, der so warm ihre Hand drückte, weder zufällig noch angenehm vorkam. Dieser kehrte sich schnell dem nicht minder verblüfften Matthias zu: „Ja, was? Das ist also der Bub? So ein Kerl ist das schon? Donnerschlag, das glaubt ja der stärkste Mann nicht! Der macht doch sicher schon die schönste Bauchwelle am Reck und den großen Aufzug dazu, hä? Heiland, da kann aber die Mutter stolz sein. Was ist's, Herrle, wollen wir einen Bund miteinander machen? Schlag ein!" Der breitgeschulterte Mann streckte dem Bürschchen eine mächtige Tatze hin, harrte jedoch vergeblich auf den Einschlag, bis die Angehrin gewaltsam nachhalf.

Matthias betrachtete derweilen voller Zwietracht den roten, mit vier großen F bestickten Gürtel, womit des Besuchers Hosen befestigt waren. Eine Weste hatte der überhaupt nicht an, nur ein gelbes Flanellhemd mit Troddeln unter der Jacke. Daß die Mutter den nicht leiden konnte, merkte Matthias in der ersten Minute, und dennoch schmeichelte es seinem Stolz, daß der Starke mit den durchgedrückten dicken Waden fast nur sie ansah, hingegen dem Gerede der Basgotte kaum Gehör schenkte. Sein Triumph war vollkommen, als das Paket aufgemacht wurde. Er bekam einen Malkasten mit sechzehn Farbtafeln, drei Pinseln und vielen Vorlagen, so daß die Basgotte gleich ausrief: „Du wirst noch rein zum Narren an dem Bub!" Auch die anderen erhielten etwas und mußten der Mutter zum Dank die Hand geben, was besonders Konrad schwerfiel, der schon wieder nach dem Malkasten schielte. Dafür bewies dann die Wirtin zum Gupf, was ihr Schmalzhafen vermochte. Sie hatte einen stattlichen Korb voll „Sauöhrle" gebacken, bei dessen Anblick ein lautes Oh der Anerkennung erscholl. Vorher gab es Rindsbraten, mit Knoblauch gespickt, einen turmhohen Erdäpfelstock, Johannisbeerwein und so viel Salat, daß man dachte, die Ziegen müßten noch mithelfen.

Das schöne Familienfest wurde nur getrübt durch das Beisein des Bleichermeisters Gemperle, der die Jungfer Böhl keine Sekunde aus den Augen ließ, ihr unnötig oft zutrank und nicht einmal merkte, daß diese immer anderswohin sah.

Nach dem Essen mußte das junge Volk die Stube räumen. Als jedoch Brigitte desgleichen ausrücken wollte,

ließ es Frau Angehr nicht zu, und die Schwüle in der niedrigen Stube wurde sogleich gewitterhaft; die vier Köpfe senkten sich ratlos, die Hände zerbröselten Kuchen oder spielten mit den Löffeln in den geblümten Kaffeetassen. Die Hausfrau war als erste wieder obenauf. Sie hatte vom Morgen her den guten Humor behalten; die ihr eröffneten holden Aussichten bewahrten sie jetzt vor eifersüchtigen Regungen gegen die Schwester, deren gute Unterkunft vielleicht in dieser Stunde beschlossen werden konnte. Mit dem Bleichermeister war Frau Angehr schon vor Brigittes Ankunft ins reine gekommen. Also nahm sie jetzt die zarte Sache behutsam in die Hand.

„Schau, Gritta, wir wollen einmal wie rechte Schwestern miteinander reden. Du bist ja nun bald auch nicht mehr die Jüngste, hast schon manches Schwere durchgemacht und solltest endlich auch darauf sinnen, wie du aus dem Fabrikleben heraus- und in ein ordentliches Hauswesen hineinkommst. 's ist ja nicht nur deinetwegen. Denk, wie nötig der Bub einen braven Vater hat. Nicht, daß er mir verleidet oder schon zu gerieben wäre — deswegen hätt' es noch lange Zeit — aber besser ist besser." Sie war selbst so mitgenommen von diesem ehrsamen Gedankengang, bei dem sie so fein alles Kränkende vermied, daß ihr die Rührung das Wort im Munde erstickte. Ihr Mann lehnte schweigsam, tiefsinnig schmauchend gegen die Wand. In dieser Sache konnte er erst mitreden, wenn sie für eine spaßhafte Behandlung reif war. Das „Einfädeln" ging ihm gegen die Natur, besonders wenn Oehr und Faden so wenig abgepaßt waren wie in diesem Falle. Es sah nämlich gar nicht danach aus, als ob die Geschichte irgendwelchen guten Humor zeitigen würde. Brigitte kehrte der Verhandlung sehr unziemlich den Rücken und sagte ihre Ansicht: „Gott behüte, mir ist's jetzt nicht ums Heiraten; das pressiert noch nicht halb so schnell!" zum Fenster hinaus, wo doch niemand war, der sie richtig würdigen konnte. Der unwillkommene Freier sah nahezu drein wie ein Angeklagter, welcher vor dem Urteilsspruch zum letzten Wort aufgerufen wird und schon weiß, daß seine Sache schief steht. Als suchte er einen Flecken auf dem Deckblatt, drehte er andauernd seine Zigarre zwischen den Fingern, tupfte zwecklos oft die Asche ab und braute innerlich das bittersüße Tränklein einer Liebeserklärung. Aber er zitterte heftig beim Einschenken, goß reichlich die Hälfte daneben und mußte dazu noch erleben, daß der gute Trunk einfach verschmäht wurde. Die Heißbegehrte fegte ihn nur so vom Tisch herunter.

Fritz Traffelet, Bern: Februar.

„Ich dank' Ihnen für das große Zutrauen, Herr Gemperle. Aber ich muß halt offen und ehrlich sagen, daß sich bei mir nichts verändert hat. So wie vorm Jahr, als Sie mich zum erstenmal fragten, muß ich auch jetzt wieder nein sagen. Wir passen einmal nicht zusammen", erklärte Brigitte Böhi, deren Abneigung gegen den zudringlichen Verehrer noch größer war, seit er sich mit Schwager und Schwester verbunden hatte.

Diese zwei kamen sich jetzt auch überflüssig vor und räumten das Feld mit gekränkten Mienen. Besonders Frau Angehr trug die Reste der Mahlzeit so stolz hinaus, als hätte die Schwester eigentlich schon den großen Anstalten zuliebe ja sagen müssen. Draußen ließ sie ihre Empörung schießen: „Die tut ja beim Eid, wie wenn sie Grafschaften zu verschenken hätte! Ist sie nicht bei Trost? Ein Mann mit vierzig Franken Wochenlohn und geraden Gliedern, der nicht spielt und herumsäuft und jeden Tag eine Bessere haben könnte! Wenn sie so einer mitsamt ihrem Häuflein Unglück noch nehmen will, soll sie doch Gott danken und nicht hochmütig tun wie eine Gufernante!"

Der Bleichermeister hingegen, froh, mit der Begehrten allein zu sein, schlug noch einmal andere Saiten an. Un-

Hermann Hubacher: Knabenkopf. (Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

versehens stand er neben ihr am Fenster und hielt ihre sich heftig sträubende Hand fest. Er mußte sich grausam bezähmen, das vollblühende, duftige Weibsbild nicht mit Gewalt in die Arme zu nehmen. Unter den Arbeiterinnen der Stickerei Treustadt kam ihr an Schönheit und gefälligem Anstand keine gleich. Prinzipale, Schreiber, Zeichner, Sticker — alle waren hoffend hinter ihr her. Ihrer bevorzugten Stellung gemäß hieß sie nur das „Musterfräulein", als welches sie fast ausschließlich mit den Großen des Hauses zu tun hatte. Daher stammte sowohl ihre Eitelkeit als ihr Mißgeschick. Den Vater ihres Kindes nannten alle ungescheut bei Namen, obwohl er nicht im Taufregister stand. Aber sicher dachten im Ernst wenige daran gutzumachen, was jener gesündigt hatte. Der Bleicher Gemperle — noch lange nicht der erste beste — war dazu bereit, ja geradezu versessen in diesen Gedanken. Darum wollte er nicht gern glauben, daß die ihres jungfräulichen Schleiers Beraubte diese Ehrenrettung leichthin ausschlagen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Plastik und Zeichnung.

(Zur Ausstellung in der Kunsthalle.)

Von Helmut Schilling.

Als die Menschen daran gingen, vom Schöpfungswerk der Welt zu erzählen, hatten sie die kühne Vorstellung vom allgewaltigen Former, der die Massen des Gesteins in den Himmeln verteilt, die Ungebilde zu Gebilden zwingt, mit sicherer und künstlerischer Hand Gestaltung und Gesetz erwirkt. Ein geistiger, genialer Schöpfer über der Materie, ein erster, einmaliger, erfindungsreicher Former! Keinem käme es in den Sinn zu sagen, Gott habe Pläne, Skizzen und Zeichnungen entworfen, um nach ihrem Vorbild das eigentliche plastische Bild zu schaffen. Sein Schöpferwille und seine Schöpferkunst schleuderten die Tatsachen in die Welt, das war alles.

Die spätere, kleinere, menschlichere Kunst hat sich zumeist an flächiger noch mehr als an räumlicher Darstellung versucht. Und eigenartig: diejenigen, die in der Art des großen, mythischen Urkünstlers schaffen, also Plastiker sind, verzichten darauf, wie jener das ganz Neue, Niegesehene, Unverkündete zu formen, und ihre Werke bleiben im Rahmen dessen, was er ihnen vorgestaltet hat im Körper von Tier und Mensch. Ihre Schöpfersehnsucht zielt darauf, wie er den Stoff mit der Hand zu gestalten, Beherrscher der Materie, aber nicht eigentlich wie er Beherrscher aller Phantasie.

Die andern aber, die gerade das tun, was der mythische Urkünstler nicht tat, wählen die flächige Darstellung, werden ihm in der Arbeitsweise untreu und retten die Phantasie! Sie vermögen noch Kreuze in den Himmel zu hängen, den Flug einer nieerschauten Morgenröte über die erwachenden Wälder zu senden, das Gebet des Vogelrufs läuternd auf die staubige Straße zu senken. Warum gelingt es ihnen noch? Weil sie außer dem Einzelgegenstand noch dessen Umwelt sinnvoll und ganz der Phantasie hörig wiedergeben können. Weil sie — was dem Plastiker nicht möglich ist — die eine Welt mit einer anderen Welt (es braucht nicht eine bildhafte Landschaft zu sein!) umgeben können.

Nicht alle Maler und Zeichner freilich besitzen diese doppelt schöpferische Kraft. Längst nicht alle! Die meisten begnügen sich mit einer belebten Wiedergabe; aber da schon das durch Kunstschaffen allein entstandene Werk Schöpfung genannt wird, dürfen auch sie Künstler und Schöpfer genannt werden.

Zwei dieser Wiedergebenden — den Plastiger, der mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln arbeitet, und den Zeichner, der diesmal nur die Mittel der bloßen Wiedergabe auswertet — treffen wir in der derzeitigen Ausstellung der Kunsthalle. Zu ihnen wollen wir uns nun begeben.

*

Der Katalog verrät es: Hermann Hubacher wird durch gediegene und eindrucksvolle Kunstwerke der Plastik die Besucher der Kunsthalle erfreuen. In den photographischen Abbildungen schon besitzen sie die schöne, von glücklichen Lichtreflexen belebte Wirkungskraft des Dreidimensionalen, die durch sehr kluge und harmonische Schaustellung in sämtlichen oberen Räumen des Hauses zur Geltung kommt. Man ergreift — vorauf im großen Saale — gerne die